



George Foremans Leben umfasste mindestens drei Karrieren: Zwei im Ring und eine am Grill.

Mit jedem Schlag netter

George Foreman ist tot. Wie traurig. Er wurde einem immer sympathischer. Dass er sich neben Boxen viel mit dem Grillieren beschäftigte, half dabei sicher. **Von Bertram Job**

Starke Gefühle schwangen mit, als die Familie am späten Freitag «mit tiefer Trauer» den Tod von George Edward Foreman bekanntgab. Nähere Umstände wurden nicht mitgeteilt. So muss sich die Welt vorerst damit begnügen, dass der zweifache Schwergewichtsweltmeister der Profis daheim in Houston, Texas, «friedlich im Kreis seiner Lieben» verstorben ist. Er wurde 76 Jahre alt und war nach verlässlichen Informationen so vermögend wie kein zweiter Boxer seiner Generation – inklusive seiner Erzrivalen George Frazier und Muhammad Ali. Was nur zum Teil mit seinen 81 Kämpfen zu tun hatte, von denen er 76 gewann.

Gelegentlich wachsen Athleten über den begrenzten Rahmen ihres Sports hinaus, um fester Bestandteil der Weltöffentlichkeit zu werden. Das ist das kleine Wunder, das dem Spross einer neunköpfigen Familie aus Marshall, einer Kleinstadt im texanischen Niemandsland, gelang – nicht in der ersten, sondern in der zweiten Hälfte des Lebens. Als andere ihre Handschuhe längst an den Nagel gehängt hatten, holte Foreman sie mit 38 Jahren noch einmal hervor. Und erfand sich als «Old George», der Burger in sich hineinschauft, ein 45-jähriger Champion gegen alle Wahrscheinlichkeit wird und einen selbst kreierten Grill millionenfach verkauft.

Kindheit voller Konflikte

So viel Glück, so viel Wohlstand war nicht vorauszusehen. Foremans Ziehvater und Mutter blieben auch in einem der prekären Stadtteile von Houston so arm, englisch «poor», dass sie sich nicht einmal die vier Buchstaben für ihren Zustand leisten konnten, wie Foreman später zum Besten gab – «deshalb nannten wir uns po». Entsprechend waren Kindheit und Jugend von vielen Konflikten und wenig Bildung geprägt. Nur mit den Fäusten konnte sich der hünenhafte Youngster ein positives Selbstwertgefühl erkämpfen. Das galt für die Straßen der Millionenstadt ähnlich wie für die ersten, erfolgreichen Amateukämpfe.

Der 19-Jährige war kein grosser Stilist, als er beim olympischen Turnier 1968 in Mexiko-Stadt im Schwergewicht gewann. Es reichte völlig, wenn er seine steife Linke regelmässig rauspumpte, bevor er die schwere Rechte nachschob; dann fielen ihm seine Gegner früher oder später vor die Füsse. So blieb es zunächst auch bei den Profis. Foreman war bereits zur Knock-out-Maschine avanciert, als er im Januar 1973 in Kingston, Jamaika, den damaligen Weltmeister

Joe Frazier fordern durfte. In den vierthalb Minuten, die das Treiben währte, wurde dieser sechs Mal angezählt – und dann endlich aus dem Kampf genommen.

«Meine Gegner sorgen sich nicht darum, zu verlieren», räsonierte der neue Champion bald. «Sie sorgen sich darum, verletzt zu werden.» Darin steckt der ganze Stolz, aber auch die Einfältigkeit eines der schlaggewaltigsten Boxer des letzten Jahrhunderts. Im Oktober 1974 wurde ihm das blinde Vertrauen in den unwiderstehlichen Punch allerdings zum Verhängnis. Da hatte der Champion beim legendären WM-Duell mit Muhammad Ali im tropisch-schwülten Kinshasa, dem «Rumble in the Jungle», sein Pulver früh verschossen. Das machte ihn in Runde 8 zur leichten Beute des cleveren Altmasters.

Der Nimbus der Unbezwingbarkeit wurde gänzlich zerstört, als Foreman im März 1977 in San Juan, Puerto Rico, dem geschmeidigeren Jimmy Young nach Punkten unterlag. Dennoch war der absolute Tiefpunkt gleichzeitig eine Wendemarke. Dem völlig ausgelagerten Ex-Weltmeister war in der Umkleide nach seiner Darstellung die Stimme des Herrn erschienen; diese soll ihm einen neuen Weg gewiesen haben: Ab sofort würde sich der damals 28-Jährige in Houston als Prediger und Sozialhelfer engagieren, um Jugendliche auf den rechten Weg zu bringen.

Damit wäre die öffentliche Figur wohl geschichtet gewesen. Doch zehn Jahre später, im März 1987, folgte das, was man in Amerika das «Second Coming» nennt. Der Boxer Foreman verschloss erneut Gegner im Zwei-Monats-Takt, um seine neunköpfige Familie (und auch die Gemeinde) abzusichern. Nur wirkte er plötzlich nicht einsilbig, sondern vergnügt und zugewandt. Den beträchtlichen Körperumfang erklärte er damit, dass Cheeseburger nun einmal «meine DNA» seien. Im Übrigen amüsierte er

sich bei jeder Gelegenheit über sein laxes Training. Aber solange er weiter gewann, war die Pointe auf seiner Seite.

Symbolfigur älterer Männer

Die ersten beiden WM-Versuche scheiterten noch, weil Evander Holyfield (1991, WBA/WBC/IBF) und Tommy Morrison (1993, WBO) sich nicht beirren liessen. Doch im November 1994 passte Michael Moorer (WBA/IBF) einen fatalen Moment lang nicht richtig auf – und wurde von einer kurzen Links-rechts-Kombination zu Boden befördert. Zehn Sekunden später war der Routinier sowohl ältester Schwergewichtsweltmeister im Profiboxen als auch Symbolfigur aller Männer jenseits der vierzig, die sich vom Rest der Welt unterschätzt fühlen.

Nüchtern betrachtet, hatte «Old George» sein athletisches Potenzial damit bereits überstrapaziert. Aber Amerika drückte gern beide Augen zu, als er fünf Monate später bei der ersten Titelverteidigung gegen den 20 Jahre jüngeren Deutschen Axel Schulz von den Punktchtern deutlich bevorwirtet wurde: Die aberwitzige Erfolgsserie sollte um beinahe jeden Preis weitergehen. Zu einem Rückkampf war Foreman jedoch nicht bereit. Stattdessen stieg er bis Ende 1997 noch drei Mal in den Ring, ohne dass es dabei um wichtige Titel ging.

Foreman mochte später kaum aufhören, die Qualitäten seines deutschen Herausforderers in den höchsten Tönen zu preisen, obwohl dieser nie wirklich in der Weltklasse angekommen war. Das trug dazu bei, dass Box-Deutschland ihm schnell verzichtete. Der zweifache Ex-Weltmeister hat mit seinem online gehandelten Grill auch dort gutes Geld gemacht sowie an Popularität eher zugelegt: ein freundlicher älterer Herr, der jedem offen entgegentritt. So viel Sympathie wurde ihm als jungem Champion nie zuteil. Dazu brauchte es das «Second Coming».

Die wichtigste Begegnung auf seiner erstaunlichen Reise war jedoch jene mit Muhammad Ali. Die Box-Legende demonstrierte ihm in Kinshasa, dass es mehr als zwei wuchtige Fäuste braucht, um ein wahrer Champion zu sein. Deshalb war der Verstorbene bis zum Schluss stolz, Teil der Ali-Legende zu sein. «Wenn die Leute meinen Namen von Zeut zu Zeut mit seinem erwähnen, reicht mir das», versicherte er einmal. «Und ich hoffe, Muhammad Ali mag mich, denn ich mag ihn. Ich mag ihn sehr.»

Der Verstorbene war bis zum Schluss stolz, Teil der Muhammad-Ali-Legende zu sein.

Einwurf



Erbarmungslose Tweets machen ihn berühmt

Von CHRISTOF KRAPF

Elon Musk hat seinen Ruf bekanntlich ruiniert. Für viele seiner einstigen Kunden gilt: Tesla verkauft, die Plattform X geföscht, schon ist das eigene Gewissen beruhigt. Aber **Keith Dunn**, ein 65 Jahre alter Amerikaner, ist geblieben. Auf X wird er während ein paar Tagen pro Jahr zum Social-Media-Star. Dunn, ein Mann mit violettblauem Haar, ist das Sprachrohr des **Barkley-Marathons**, des brutalsten Ultralaufs der Welt.

Der Barkley findet in der Wildnis von Tennessee statt. Wer als Finisher gelten will, muss fünf Runden à 20 Meilen absolvieren, das sind **160 Kilometer**. Pro Runde haben die Läuferinnen und Läufer zwölf Stunden Zeit, wer zu spät kommt, scheidet aus.

99 Prozent der Teilnehmenden scheitern. Es gibt keine vorgegebene Strecke. Das Rennen hat keine Website und schon gar keinen Live-Ticker. Und das ländliche **Tennessee** ist im März als Destination wenig reizvoll. Hier kommt Dunn ins Spiel. Auf X kommentiert er den Barkley mit kurzen, spöttischen Nachrichten: «Noch eine Minute bis zum Start. Die Läufer sollten ihren Frieden mit Gott machen.»

Der Barkley ist Kult. Das liegt auch daran, dass der Lauf nebst körperlichen Strapazen auch **psychische Folter** bedeutet. Der Zeitpunkt des Startes ist zum Beispiel geheim. Irgendwann bläst ein Organisator in eine Muschel, das ist das Signal, dass noch eine Stunde bis zum Beginn bleibt.

In der Wildnis müssen die Teilnehmer dreizehn Punkte anlaufen. Zur Orientierung sind eine Wanderkarte und ein Kompass erlaubt. Dieses Jahr tun sich die Läufer schwer, irren durch den Wald. Dunn sieht das anders: «Dies ist die am besten markierte Strecke aller Zeiten. Wie viel einfacher kann es noch werden?»

Acht Stunden nach dem Start rapportiert Dunn, der erste Läufer habe aufgegeben. «Er hat sich dem Trompeter gestellt.» Wer am Barkley aufgibt, für den er tönt Taps. Das **Trompetensignal** entstammt der Trauerzeremonie für gefallene amerikanische Soldaten.

«Das Menschenopfer lebt und ist zurück im Camp», schreibt Dunn. Die Organisatoren vergeben die Startnummer 1 jeweils an die Person, die sie für am schwächsten im Feld der vierzig Teilnehmenden halten, und nennen sie Menschenopfer. Ein Nackenschlag kurz vor dem Start.

Es kommt am Barkley vor, dass sich Läufer verirren. Auch in diesem Jahr. Dunn nimmt es gelassen: «Wir haben erfahren, dass jemand den **Highway 62** entlangrennt.» Diese Strasse ist über zehn Kilometer von der Strecke entfernt.

Seit dem ersten Tweet sind über dreissig Stunden vergangen. Dunn: «80 km/h Wind. Wo auch immer sie sind, es wird heftig. Das ist der Barkley.» Und dann, wenig später: «Der Barkley-Marathon 2025 ist vorbei. Es gibt keine Finisher. Niemand hat mehr als drei Runden geschafft.

Dunn hat Tag und Nacht getwittert, 91 Nachrichten abgesetzt, **25 000 Follower** gewonnen. Nun verschwindet er wieder in der Versenkung des Internets – bis zum nächsten Barkley.